

Zeitschrift: Zoom-Filmberater
Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein
Band: 33 (1981)
Heft: 23

Artikel: Das grosse Gähnen
Autor: Jaeggi, Urs
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-933148>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das grosse Gähnen

Drei Wochenzeitungen machen sich seit September den Deutschschweizer Markt streitig – zumindest optisch am Kiosk-Aushang: Neben der inzwischen auf aggressivem Rot gedruckten Schlagzeilen-Werbung der altehrwürdigen «Weltwoche» prangt neu die der «Woche», und auch das neue Blatt für Gegeninformation, «Die Wochen Zeitung» mit dem schönen Kürzel «WoZ», wirbt mittels Aushangplakat um die Gunst der Leser. Das Fernsehen DRS hat das Ereignis auf dem Zeitungsmarkt für eine medienkritische Sendung zu gewohnt später Stunde für würdig befunden («Die ungleichen Schwestern», Montag, 16. November). Trotz einem Aufgebot von zwei Chefredaktoren, einer verantwortlichen Kollektiv-Redaktorin der «WoZ» sowie zwei ebenso prominenten wie professionellen Lesern der deutschschweizerischen Wochenpresse schleppte sich das Gespräch mühsam über die Runden. Wer nicht vorzeitig in die Federn flüchtete, überkam das grosse Gähnen. Da die Lektüre der Wochenpresse ähnliche Effekte bewirkt, liegt möglicherweise ein Fall von Wechselwirkung vor. ZOOM-FB findet diese Überlegung eine Betrachtung wert.

Ein Bonmot als Halbwahrheit

Je besser die Tageszeitungen sind, umso entbehrlicher werden die Wochenblätter. Wie die meisten Halbwahrheiten hat auch dieses Bonmot – NZZ-Redaktor Hugo Bütler gab es in der medienkritischen Sendung zum Besten – etwas Bestechendes an sich. Wer sich kritisch mit der deutschschweizerischen Wochenpresse befasst, wird in der Tat zur Überzeugung kommen, dass sein Informationsgewinn durch die Lektüre von «Weltwoche», «Woche» und «WoZ» keine wesentliche Steigerung erfährt. Fast alles, was es da zu lesen gibt, ist aus den Tageszeitungen auch zu erfahren, meistens sogar ein wenig früher. Die paar wirklichen Primeurs, die anfallen und jeweils mit entsprechender Begleitmusik an die Leser weiterverkauft werden, ändern nichts an dieser Tatsache. Würde die Qualität der Wochenblätter an dem gemessen, was sie an Neuigkeiten ans Tageslicht zerrren, so wären sie wirklich entbehrlich. Nur kann dies ja gewiss nicht die wesentliche Aufgabe der Wochenzeitungen sein.

Noch fataler indessen wäre es, von der Entbehrlichkeit der deutschschweizeri-

schen Wochenblätter auf eine erstklassige Qualität der Tageszeitungen zu schliessen. Gewiss, die Tagespresse in der Schweiz hält manchem Vergleich mit dem Ausland spielend stand. Das weiss, wer sich einmal über längere Zeit mit ausländischen Presseerzeugnissen zu informieren versucht hat. Selbst in so freiheitlich-demokratischen Staaten wie beispielsweise Japan ist kaum mehr etwas zu lesen, was der offiziellen Meinung zuwiderläuft (zumindest was die englischsprachigen Zeitungen betrifft). Und vielfach steht der Freiheitsraum, in dem sich die Journalisten zu bewegen haben, im umgekehrten Verhältnis zur Machtfülle oder -anmassung gewisser Regimes, wobei, das sei nur nebenbei gesagt, nicht ausschliesslich die Unterdrückung missliebiger Meinungen, sondern gelegentlich durchaus ein anderes Verhältnis zur Pressefreiheit oder der Wunsch nach Stabilisierung die Triebfeder zur Informationssteuerung darstellen. Dennoch: Grund, die schweizerische Tagespresse über den grünen Klee zu loben, besteht immer weniger. Die Zeiten sind härter geworden, die Konkurrenz trotz (oder gerade wegen) Zeitungssterben und Fusionen grösser und druckvoller. Und damit ist natürlich

auch die Versuchung zum Opportunismus und zur Anbiederung gewachsen. Die gouvernementale Haltung, die wir unseren Zeitungen nicht selten zum Vorwurf machen, aber zweifellos auch eine Angst vor der offenen Auseinandersetzung in Sachfragen wie denn schliesslich auch der Trend zu einer verwischenden Ausgewogenheit sind Ausdruck einer solchen Haltung. Vor ihr sind selbst jene Blätter nicht gefeit, die durch Fusionen gewissermassen zu Informationsmonopolen gekommen sind und keine Konkurrenz zu befürchten haben. Aber auch sie sind – und darin ist ein weiterer Grund für eine zunehmende Qualitätsverflachung im Informationsbereich zu erkennen – in eine wirtschaftliche Abhängigkeit zu den Inserenten geraten, die ein ungesundes Ausmass erreicht hat und schon mal zu bestimmten Konzessionen zwingt.

Nein, die Qualität der Tageszeitungen macht die Wochenpresse nicht entbehrlich; vermöchte dies auch dann nicht, wenn sie über alle Zweifel erhaben wäre. Wochenzeitungen – und da liegt der in der Fernsehsendung unwidersprochene Irrtum in Hugo Bütlers Äusserung – haben eine grundlegend andere Funktion als Tageszeitungen. Ob *«Die Weltwoche»* aus dem Hause Jean Frey, *«Die Woche»* von Ringier oder *«Die Wochen Zeitung»*, herausgegeben von der Genossenschaft *«infolink»* diese andere Funktion überhaupt wahrnehmen, hätte möglicherweise ein Thema für die TV-Sendung *«Die ungleichen Schwestern»* abgeben können, schon deshalb, weil damit die Frage nach dieser Funktion überhaupt gestellt worden wäre. Sie ist nämlich auf Anhieb bei der Lektüre der *«Weltwoche»* und der *«Woche»* gar nicht feststellbar.

Die Form bestimmt den Inhalt mit

«Die Weltwoche» – im 49. Jahrgang und damit älteste noch existierende Wochenzeitung der deutschsprachigen Schweiz – unterscheidet sich rein äusserlich sozusagen in nichts von einer Tageszeitung. Nicht einmal die Tatsa-

che, dass dem Leser beim Aufschlagen ein buntes Magazin vor die Füsse fällt, darf als Wochenzeitungs-Charakteristikum gewertet werden. Das bieten diverse Tageszeitungen in ihren Wochenendausgaben heute auch an. Das Layout, an dem in letzter Zeit häufig herumgebastelt wurde, ohne dass sich dabei das Gesicht der Zeitung wesentlich verändert hätte (was wohl auch gar nicht die Absicht war), wie auch der nun sechsspaltige Umbruch tragen den Stempel zeitgenössischer schweizerischer Zeitungs-Typografie: bei allem Bemühen um Auflockerung und Lesbarkeit immer noch ebenso sauber wie bieder. Einzig in der Wahl des Schriftgrads, der Titelgestaltung und dem Umgang mit dem Bildmaterial gibt sich *«Die Weltwoche»* etwas grosszügiger als die meisten Tageszeitungen. Das lässt denn auch den trügerischen Eindruck aufkommen, die Artikel seien ausführlicher als in den Tageszeitungen, was allerdings nur sehr bedingt zutrifft, besonders wenn noch die Reklame mitberücksichtigt wird, die – mit Ausnahme der Seite *«Tips»* (zumindest in Nr. 47/81) – jede Textseite *«ziert»*.

Dieser kleine Exkurs über die formale Gestaltung der *«Weltwoche»* ist im Hinblick auf eine möglicherweise anders geartete Funktion der Wochenzeitungen nicht ohne Bedeutung; denn die Form bestimmt den Inhalt mit. Bei der *«Weltwoche»* trifft dies sogar in einem besonders starken Ausmass zu, zwingt doch das Layout die Journalisten, ihre Artikel den Umbruchnormen anzupassen, d.h. die Redaktion schreibt ihm sehr oft auf die Zeile genau verbindlich vor, welchen Umfang ein Artikel annehmen darf. Damit wird natürlich die Möglichkeit des Journalisten, ein Thema zu entfalten, unter Umständen erheblich eingeschränkt. Andererseits gibt diese Form der Zeitungsgestaltung der Redaktion Möglichkeiten der Gewichtung in die Hand, die mehr als je zuvor eine Manipulation der Information, ihrer Bearbeiter und auch der Leser auf unauffällige Weise gestattet: Wie viele Zeilen einem bestimmten Ereignis an welchem Platz in der Zeitung zugebilligt werden, kann durchaus Hinweise auf die politische

DIE WELTWOCHEN

Ausrichtung wie auch eine allfällige Abhängigkeit eines Blattes geben. Wie weit das «Kästchendenken» in den Layouts zeitgemässer Typografie – wie sie heute übrigens auch von zahlreichen Tageszeitungen praktiziert wird – weniger als Bemühung um die in letzter Zeit vielbeschworene «Leserfreundlichkeit» denn als eine neue, versteckte Form der Zensur und Selbstzensur gewertet werden muss, steht als provozierende Frage im Raum.

Die äussere Form nun also bewirkt bei der «Weltwoche», dass sich ihre Artikel im wesentlichen weder in ihrem Umfang noch von ihrem Inhalt her grundsätzlich von jenen einer grösseren Tageszeitung unterscheiden: Ein Artikel im Gefolge der Wahlen in Bangladesh (Nr. 49/81) vermittelt – von kleinen Differenzen und einer etwas gar optimistischen Wertung der Situation auf dem Lande abgesehen – dieselben Informationen und Ansichten wie die Pendants in den Tageszeitungen «Tages-Anzeiger», «Der Bund» oder «Basler Zeitung». Eine Filmkritik in der «Weltwoche» ist in Aufbau, Länge und Stil von einer seriösen Rezension in der Tagespresse in nichts verschieden. Der Bericht über die offenbar trotz Pannen erfolgreich abgeschlossene Space-Shuttle-Unternehmung der amerikanischen Raumfahrtbehörde könnte in jeder anderen Zeitung stehen. Da wird, glaube ich, doch eine Erwartungshaltung des Lesers enttäuscht und ist auch mit einer relativ geballten Ladung von Leitartikeln prominenter Redaktoren, Publizisten und Journalisten (Hans O. Staub, Erich Gysling, Oskar Reck, Alfred A. Häsler, François Bondy) nicht mehr wettzumachen. Da hilft auch der (in unserem Lande gewiss notwendige) «Enthüllungsjournalismus» eines inzwischen schon fast legendär gewordenen Marcel H. Keiser nicht darüber hinweg.

Ereignisse in einen grösseren Zusammenhang stellen

Worin besteht denn diese Erwartungshaltung, die der Wochenzeitung oder auch dem Wochenmagazin zumindest einen Teil seiner spezifischen Funktion zuweist? Geht man davon aus, dass Hugo Bütlers Halbwahrheit auch in umgekehrter Form – je besser die Wochenzeitungen sind, umso entbehrlicher werden die Tageszeitungen – nicht zutrifft, wird man der Wochenpresse wesentlichere Aufgaben als bloss die Zusammenfassung der Ereignisse in übersichtlicher Form zumessen; wiewohl mancher in Zeitnot sich befindliche Leser dies auch sucht und – falls er es findet – schätzt. Nicht die Auflistung der Ereignisse darf das Ziel einer Wochenzeitung sein, sondern die Einbettung dieser Ereignisse in einen gesellschaftlichen, politischen und sozialen Gesamtzusammenhang. Ereignisse aus der Distanz der Zeit zu betrachten, zu werten und in einen Konnex zu stellen, das könnte die Existenz der Wochenpresse rechtfertigen und entspräche im Hinblick auf eine differenziertere Meinungsbildung einer aufgeschlossenen Leserschaft durchaus einem Bedürfnis. Die vertiefende Information, die Beschaffung von Hintergrund und die gründliche, hartnäckige, der Suche nach Wahrheit und Wahrhaftigkeit verpflichtete Recherche bilden nicht nur die Eckpfeiler eines nach solchen Zusammenhängen fragenden Journalismus', sie sind auch Bestandteile des Anforderungsprofils für eine Wochenzeitung und umschreiben damit mögliche weitere Funktionen dieser Spezies der Presse.

Die Aufdeckung von Zusammenhängen, die Ausleuchtung des Hintergrunds, die mutige Recherche, die Analyse und die kecke Reportage hat sich das Haus Rin-



gier für sein Magazin «Die Woche» als Programm vorgenommen und es gleich in einem Werbeslogan zusammengefasst, der hochgeschraubte Erwartungen weckte: «Von Woche zu Woche un- bequem.» Nach den ersten elf Nummern ist nicht nur der Verkaufserfolg arg hinter den Erwartungen geblieben (ca. 25 000 statt 40 000 verkaufte Exemplare), sondern auch die Qualität des Textangebotes. Die Versprechungen der Werbung wurden nicht eingelöst. Für Fr. 3.20 verabreicht «Die Woche» vorwiegend Aufgewärmtes aus der schweizerischen Küche, schlecht gewürzt und wenig appetitlich zubereitet. Die Titelstories sind fad («Schweizer Qualität für den Schrotthaufen», Nr. 8/81), devot («Wer rettet Saurer», Nr. 5/81) oder schlicht läppisch («Unheimliche Hauptstadt Zürich», Nr. 2/81). Dass es offenbar gar nicht so einfach ist, schweizerische Politik, Wirtschaft, Kultur in gesamtgesellschaftlichen Zusammenhängen lesbar und süffig darzustellen, haben Ringiers Magazin-Macher schnell erfahren müssen. Obschon ihnen offenbar finanziell und arbeits-



mässig gute Voraussetzungen offeriert wurden, scheiterten sie vorerst. Noch war die zehnte Nummer nicht erschienen, war schon die Feuerwehr am Werk: Dem Chefredaktor Hanspeter Lebrument wurde eiligst der versierte Ringier-Blattmacher Hans Jürg Deutsch, der schon die «Schweizer Illustrierte» auf Vordermann gebracht hatte, zur Seite gestellt. Lebrument ist zur Zeit nur noch für die Gesamtleitung der beiden Zeitschriften «Die Woche» und «L'Hebdo» verantwortlich, erfüllt also eine Art Koordinationsarbeit zwischen den beiden anderssprachigen Magazinen, von denen die welsche Ausgabe – mit wesentlich mehr Pfiff gemacht – im Verhältnis wesentlich besser abschneidet (um die 9000 verkaufte Exemplare). Deutsch obliegt die Aufgabe, in Zürich und Bern die schlaffen Redaktionen auf Trab zu bringen. Erste Früchte sind bereits erkennbar; schon hat der neuerdings bei Ringier tätige Topjournalist Ahmed Huber (bisher ddp) einen würzigen Hintergrundartikel im Hinblick auf die Januar-Sondersession der eidgenössischen Räte geschrieben.

Vorprogrammierter Flop

Dass der Ringier-Verlag mit der Ernennung Hanspeter Lebruments zum Chefredaktor der *«Woche»* nicht eben eine glückliche Hand hatte, weiss man inzwischen selbst dort. Wer – mit einem guten und zuverlässigen Team notabene – als Redaktionsleiter eine gute Regionalzeitung (*«Bündner Zeitung»*) zu machen imstande ist, bringt nicht unbedingt auch die Voraussetzungen mit, der Redaktion einer Wochenzeitung vorzustehen. Als der 39jährige Steilaufsteiger sich mit Mitarbeitern umgab, von denen die wenigsten Redaktionserfahrungen mitbrachten, hat er den Flop der *«Woche»* sozusagen vorprogrammiert. Bis heute ist es nicht gelungen, in Themenwahl, Artikelbeschaffung und -aufbereitung, Titelgebung, Bildlegenden und Recherche den Eindruck einer professionellen Arbeitsweise zu erwecken. Dafür schreiben dem Vernehmen nach auf der Redaktion Anfänger keck die Texte erfahrener freier Mitarbeiter in jenem Magazinstil um, der nur ganz Unentwegten noch nicht zum Hals heraushängt, und bringen damit die Artikel um ihren Punch.

Die fehlende Professionalität und der Mangel an redaktioneller und journalistischer Erfahrung – auch sie waren kein Thema für die medienkritische Sendung im Deutschschweizer Fernsehen – sind allerdings nicht der einzige Grund für das Scheitern der *«Woche»*. Da gibt es auch konzeptionelle Schwächen und Auflagen, welche die Herstellung einer profilierten Zeitung nur schwer zulassen. So etwa erachte ich die Idee, die Redaktoren und Journalisten einen Stoff aufzubereiten und darstellen zu lassen, die Meinung dazu aber bei einem Experten oder Exponenten einzuholen, als verfehlt. Damit macht man einerseits den Journalisten zum Meinungsseuchen, andererseits wird damit das Wesen des Journalismus' verkannt, das nicht nur daraus besteht, zu recherchieren, zu reportieren, zusammenzutragen und zu informieren, sondern auch eine Beurteilung und Wertung der Information einschliesst. Anders herum gesagt: Wenn in der

«Woche» vom geplanten Kernkraftwerk Kaiseraugst die Rede ist, kann es durchaus interessant sein, die Meinung von Nationalrat Andreas Gerwig zu erfahren (sofern diese nicht schon längst bekannt ist); interessanter und für den Leser aufschlussreicher indessen ist es, etwas über die Schlussfolgerungen zu erfahren, die ein Journalist (oder ein Journalistenteam) aufgrund der Ermittlungen und Recherchen zieht. Ein Journalismus, der die Meinung delegiert und sich nicht mehr in der Lage fühlt, zu einem Ereignis oder Vorfall eine Meinung zu bilden, delegiert auch seine Verantwortung und entzieht sich damit einer seiner wesentlichsten Aufgaben. Profillosigkeit mag eine Zeiterscheinung sein. Als Programm für eine Wochenzeitung taugt sie dennoch nichts.

Aber eben: Woher sollen denn die Wochenzeitungen ihr Profil nehmen und an diesem ein Programm entwickeln, wenn gar nicht mehr der Journalismus, sondern der Wunsch des Verlegers, ein günstiges Inseraten-Umfeld für eine gehobene Kaufkraftklasse zu schaffen, die Triebfeder für die Herausgabe ist. Das ist das Elend, das sich sowohl in der *«Woche»* wie auch in der *«Weltwoche»*, die allerdings eine andere, bessere Vergangenheit hat, manifestiert. Auch darüber war in der medienkritischen Sendung des Deutschschweizer Fernsehens nichts zu hören. Dabei wäre ein Anlass dazu gegeben gewesen, sass doch neben den beiden Chefredaktoren Hans O. Staub und Hanspeter Lebrument auch noch Lotta Suter, Mitglied des Redaktionskollektivs der *«Wochen Zeitung»*. Sie vertrat gewissermassen die andere Seite. Nicht das Geschäft ist nachgewiesenermassen der Impuls zur Herausgabe der *«WoZ»*, sondern ein Bedürfnis nach unabhängigem Journalismus, das sich die Redaktionsmitglieder übrigens einiges kosten lassen. Nicht nur, dass sie sich mit einem Lohn von 2000 Franken monatlich zufriedengeben, sie haben auch ein Kapital von immerhin 150 000 Franken beigebracht – Geld, dessen allfälliger Verlust jedes Redaktionsmitglied persönlich treffen würde. Stimmen bei der *«WoZ»* die ideellen Voraussetzungen zur Heraus-

Die Wochenzeitung

AZ 8006 Zürich Weinbergstr. 31 Nr. 7 2 Fr.

Parteien erforschen mit «rein wissenschaftlicher Studie» ihr Wählerpotential

Der Bürgerblock



gabe einer Wochenzeitung, so fehlen dafür finanzielle Investitionsmöglichkeiten, die zur Lancierung einer neuen Zeitung nötig wären. Und auch bei der Herstellung muss augenscheinlich gespart werden. Dennoch: Von den drei Wochenzeitungen, die sich angeblich das Leben sauer machen, ist die «WoZ» mit Abstand die lebendigste. Darüber wird man allerdings nicht der Euphorie verfallen dürfen und behaupten, hier liege der Idealfall einer funktionellen und funktionierenden Wochenzeitung vor. Das ist die «WoZ» nicht einmal dann, wenn man sie allein unter dem Aspekt der Gegeninformation, den sie auf ihre Flagge geschrieben hat, beurteilt.

Keine Persönlichkeiten, die Zeichen setzen

Die «WoZ» – eindeutig und mitunter auch einseitig parteilich – beleuchtet nur ein verhältnismässig bescheidenes Segment der Ereignisse und vermittelt sie an ein ebenso kleines und spezielles Lesersegment weiter. Nun ist es allerdings keinem Publikationsorgan untersagt, sein Zielpublikum zu definieren und es mit dem entsprechenden Stoffangebot zu versorgen. Vielmehr wird wohl die Frage zu stellen sein, wie weit eine solche Zeitung über ihren Insiderkreis hinauszuwirken und damit zu einer vernehmbaren Stimme in der Öffentlichkeit zu werden vermag. Der «WoZ», meine ich, ist dies in den ersten Nummern gar nicht so schlecht gelungen,

indem sie neben ein paar interessanten Primeurs – etwa die Veröffentlichung des internen Papiers der Direktion der Bernischen Kraftwerke zu Kaiseraugst und Graben – aufschlussreiche Informationen zu Ereignissen (etwa zur Krise in der Uhrenindustrie) und spritzige Kommentare (beispielsweise Thomas Lindt zu Dietmar Schönherrs Verbalinjurie am Deutschschweizer Fernsehen) veröffentlichte. Sie hat damit das Spektrum der öffentlichen Diskussion tatsächlich erweitert und – zumindest für den unvoreingenommenen Leser – einen nicht unwesentlichen, ergänzenden Beitrag zur Meinungsbildung geleistet.

Indessen kann nicht verborgen bleiben, dass bei der «WoZ» der Filter der selektiven Wahrnehmung genau so spielt wie bei den beiden andern Wochenzeitungen – stärker vielleicht sogar noch. Vieles, was in der «WoZ» zu lesen ist, hat die Bestätigung eines bestimmten linken Selbstwertgefühls zum Ziel. Der Stoff wird entsprechend ausgewählt und aufbereitet. Eine Öffnung beispielsweise zum politisch unabhängigen, aber dennoch kritischen und engagierten Leser findet nur punktuell statt. Man bleibt sozusagen unter seinesgleichen. Das ist zwar verständlich, aber eigentlich schade, weil es eine weitergehende Auseinandersetzung verhindert oder zumindest das Alibi dafür liefert. Dazu trägt auch die recht unterschiedliche Qualität der einzelnen Artikel wesentlich bei. Neben sauber recherchierten Beiträgen und gescheiterten Kommentaren findet sich auch immer wieder jener Behauptungsjournalismus in Rund-

schlagmanier, der mehr desinformiert als aufhellt und unüberwindliche Barrieren schafft. Da wird, manchmal rein vom Stil her, Kommunikation abgebrochen statt angeregt. Darüber zu sprechen, hat man in der medienkritischen Sendung ebenfalls unterlassen.

Eines haben sie gemeinsam, die drei ungleichen Schwestern: das Manko jener journalistischen und publizistischen Präsenz, die den Kauf zwingend macht. Es fehlen, bei der *«Woche»* so gut wie bei der *«WoZ»* oder der *«Weltwoche»*, jene Persönlichkeiten, die Zeichen setzen. Es fehlt der brillante Kolumnist, es fehlen die ernstzunehmenden Trendsetter, es fehlen die widerspruchprovozierenden und gesprächsauslösenden Denker und Brandstifter, es fehlen ganz schlicht die überragenden Persönlichkeiten. Bei der *«WoZ»* hat dieses Manko System. Man vertraut mehr dem Redaktionskollektiv als der Journalisten- oder Redaktorenpersönlichkeit – um dann halt doch auf die stilistische Brillanz eines Roman Brodmann zurückgreifen zu müssen. *«Die Weltwoche»* hat zu lange von einer einst beachtlichen journalistischen Substanz gezehrt, die sich allmählich zwischen dem anpasserischen Opportunismus des Herausgebers und dem eingangs erwähnten Zwang zur Leserfreundlichkeit aufgerieben hat. Bei der *«Woche»* schliesslich hat man schlicht auf das Wunder gehofft, die brillanten Schreiber würden direkt vom Himmel hinter die Schreibtische der *«Woche»*-Redaktion fallen. Der Mangel an Persönlichkeit war übrigens in der medienkritischen Sendung als einziges gut dokumentiert: Die Chefredaktoren Hanspeter Lebrument und Hans O. Staub bestritten die Sendung nicht als einer Idee verpflichtete, engagierte Redaktionsleiter, sondern als biedere Informationsbeamte und Treuhänder ihrer Verlagshäuser.

Journalismus als Alibiübung

Was bot die Sendung *«Die ungleichen Schwestern – Gerangel auf dem Wochenzeitungsmarkt»* überdies? Sie begann mit einem brauchbaren histori-

schen Abriss über Wochenzeitungen in der Schweiz, fuhr fort mit einem impressionistischen Filmchen, das – unterstützt von einem unsäglich schlechten Trick – eine Charakterisierung der Verlags- und Redaktionsabsichten der drei Presseerzeugnisse anzustreben suchte. Nach 25 Minuten derart geopferter Sendezeit beliebte *«Spiegel»*-Redaktor Michael Haller den Bildschirm mit einem Hellraumprojektor zu verwechseln und entwarf – gar nicht spiegelliche, sondern im Tonfall des dozierenden Professors – eine Typologisierung der drei Wochenzeitungen, die sich leider nicht am Istzustand orientierte, sondern wohl eher seinen persönlichen Erwartungen an die drei Redaktionen entsprang. Das war zum Einschlafen langweilig, aber, wie sich herausstellen sollte, dennoch mit Abstand das Beste dieser restlos überflüssigen Spätsendung.

Im Anschluss an eine Diskussion, die diesen Namen nun wirklich nicht verdiente, durfte Hans Fuchs, Redaktor bei der Innerschweizer Regional-Wochenzeitung *«Region»*, eine Sendekritik machen. Sein salomonisches Urteil: unentschieden für alle. Der Ärmste muss während der Sendung vom Schlaf des Gerechten übermannt worden sein. Oder dann hat er als Journalist und Opfer eines repressiven Klimas verlernt, die Dinge beim Namen zu nennen. In der nächsten *«Woche»* allerdings war im Editorial des neuen Chefredaktors Deutsch zu lesen – endlich, endlich eine Prise Hintergrund –, Hans O. Staub habe schon vor der Sendung gegen eine solche Live-Kritik opponiert. Leider ist dieser wohl spannendste Teil in der Auseinandersetzung um die drei Wochenzeitungen nicht über den Sender gegangen.

Von der Verantwortung für die Pleite – die gewiss keine hätte werden müssen, barg doch das Thema genügend Zündstoff in sich – können die beiden Moderatoren, André Picard und Ueli Heiniger, so ohne weiteres nicht entlastet werden. Sie hätten das Feuerchen schüren müssen, hätten bohren und nachfragen sollen, die Rolle des unbequemen Interviewers, der sich nicht mit jeder Antwort zufrieden gibt, übernehmen kön-

nen. Stattdessen liessen sie sich mit dem kärglichen Brot abspeisen, das man ihnen – und damit auch den strapazierten Zuschauern – vorwarf, als wollten sie damit die durchschnittliche Verhaltensweise eines Redaktors bei einer deutschschweizerischen Wochenzeitung einschlägig illustrieren.

Nein, grosse Einsicht in das Wesen oder Unwesen der Wochenzeitungen hat die medienkritische Sendung des Fernsehens nicht vermittelt. Zwischen den Bildern und Worten wie auch aus der Unbeholfenheit dieser Auseinandersetzung war einiges über das Elend eines Journalismus' herauszulesen, der im-

mer mehr zum Vorwand für die Herausgabe rentabler Verlagsobjekte (und ungetrübter Fernsehveranstaltungen zum Wohle hoher Einschaltquoten) verkommt und kaum mehr eine andere Funktion erfüllt als der Verdauungsapparat einer Kuh: das Wiederkäuen. Bloss, dass die Milch, die dabei herauskommt, sauer schmeckt und sich nicht mehr zu Rahm schlagen lässt. Wie lange noch nimmt's der Konsument geduldig hin? Oder hat er sich inzwischen an die fade Kost bereits so gewöhnt, dass er gar nicht mehr wahrnimmt, was ihm eigentlich vorgesetzt wird?

Urs Jaeggi

FILMKRITIK

Hungerjahre

BRD 1980. Regie: Jutta Brückner
(Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 81/302)

Jutta Brückner, 1942 in Düsseldorf geboren, promovierte Politologin, war zuerst wissenschaftlich tätig. Ab 1973 schrieb sie Drehbücher für die Bavaria und das Bayerische Fernsehen und verfasste Hörspiele. 1974 entstand, in Zusammenarbeit mit Margarethe von Trotta, das Drehbuch zu «Der Fangschuss» von Volker Schlöndorff. 1975 drehte sie ihren ersten eigenen Film «Tue recht und scheue niemand», einen Fotomontagefilm über ihre Mutter, die Kleinbürgerin Gerda Siepenbrink. 1976/77 folgte «Ein ganz und gar verwehrlostes Mädchen», das Porträt der Freundin Rita Rischak. 1977 verfasste sie das Drehbuch zu Ula Stöckls «Eine Frau mit Verantwortung» und 1979/80 entstand ihr zweiter Film «Hungerjahre». Ein weiteres Werk, der Fernsehfilm «Laufen lernen» (1980) in der Serie «Halbzeit-Krisen in der Lebensmitte», schildert die Krise einer «Nur-Hausfrau» Ende 30.

Jutta Brückner ist eine engagierte,

kämpferische Feministin und eine vitale, gewandte und schlagfertige Debattiererin. Sich als Film- und Fernsehautorin durchzusetzen, wurde auch ihr als Frau viel schwerer gemacht als einem Mann mit gleichen Fähigkeiten. Dies wohl auch deshalb, weil ihre Werke konsequente Frauenfilme sind und sich mit Emanzipationsprozessen befassen.

In «Hungerjahre», der 1953 bis 1956 spielt, schildert sie in der Figur der 12–15jährigen Ursula Scheuner, angereichert mit Erfahrungen anderer Frauen, ihre eigenen Pubertätsjahre und den schwierigen, leidvollen Versuch, in einer Zeit des «Kalten Krieges an allen Fronten» erwachsen zu werden. Dieser Versuch kostet Ursula fast das Leben: Weil sie nicht zu sich selber und noch weniger zu den andern findet, schluckt sie am Ende verzweifelt Pillen und Schnaps, um sich umzubringen. Sie kommt zwar mit dem Leben davon, aber in der Schlussequenz zerstört Feuer langsam ein Foto von Ursula: Sie vernichtet das Bild, das sie, von anderen aufgezwungen, von sich selbst gemacht hat. Dazu die Stimme der Autorin aus dem off: «Wer etwas ausrichten will, muss zuerst etwas hinrichten – sich selbst.» Der ganze Film ist denn auch